

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 31. — Sonntag, den 28. Juli 1929.



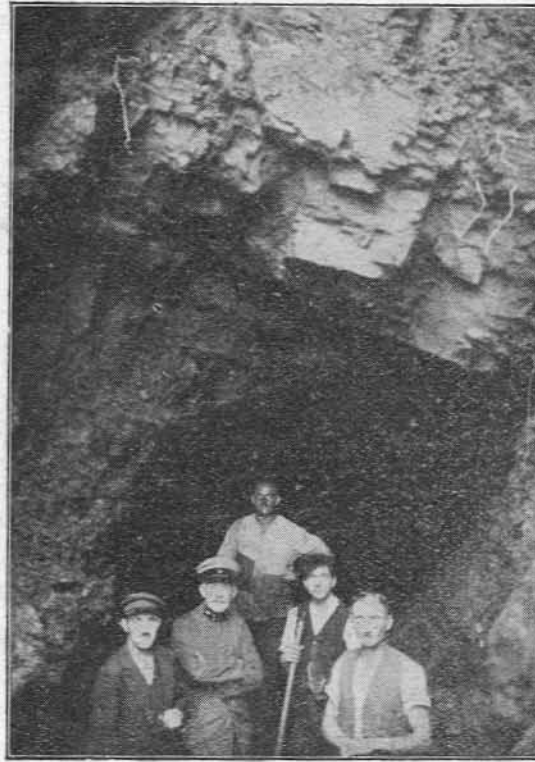
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Auf Bergmannsspuren

Zur Freilegung des „Hoffnung-Gottes-Stollen“ in Schlettau.

Bei den Schürfungsarbeiten für den Wasserleitungserweiterungsbau in Schlettau am östlichen Teile des Schottenberges ist dieser Tage auch das Mundloch des ehemaligen „Hoffnung-Gottes-Stollen“ freigelegt worden. Wir bringen heute im Bilde eine wohlgelungene Aufnahme des grandiosen Felsentores, das an dem idyllischen Fußpfad im sogenannten Fickert-Wäldchen (zwischen der Kleinen Sehma und der Äußeren Albertstraße) durch die Spitzhake wieder erschlossen worden ist. Der Stollen gehörte zu dem umfangreichen Berggebäude „Zum Reichen Spat“, dessen Halden heute noch im Gebiet der Schlettauer Schrebergärten verstreut liegen. Der „Reiche Spat“ ist wohl eins der ältesten Schlettauer Bergwerke. Hier ließ schon der reichbegüterte Kaspar von Schönberg, der weitausgedehnte Besitzungen im mittleren Teile des Erzgebirges hatte, im 15. Jahrhundert nach Erzen graben. Im Hauptstaatsarchiv zu Dresden lesen wir heute noch das alte Pergament aus dem Jahre 1477, wo Kaspar von Schönberg für seine Gruben zum „Reichen Spat“ in Schlettau um 10 Jahre Münzfreiheit (d. i. Befreiung von den Bergbauabgaben) beim Landesfürsten nachsucht. — Die Gruben lagen insofern sehr günstig, als unmittelbar die alte Salz- und Handelsstraße dort vorüberging. Der Abtransport der gewonnenen Erze vollzog sich demnach auf dem kürzesten Wege. Der tief eingefahrene Hohlweg vor den Schrebergärten ist heute noch ein sprechendes Zeugnis für den regen Verkehr schwerer Lastfuhrwerke, der sich einstmals in dem lebhaften Bergbaugebiete bewegte. Was man an Erzen dort fand (es waren besonders Silber- und Zinnerze), wanderte zunächst in das Bockwerk, das dicht bei dem Stollenmundloch auf der heutigen Bockwiese stand und vom Jschopaubache getrieben wurde. Hier wurden die Erze zerkleinert. Dann erst

brachte man sie nach Geyer oder Ehrenfriedersdorf in die Schmelzhütten. Dieses Bockwerk am „Reichen Spat“ wurde am 21. Juli 1565 bei dem furchtbaren Wolfenbruch, der über Crottendorf, Walthersdorf und Schlettau niederging, mit weggespült. Die Bergleute vom „Reichen Spat“ und von den benachbarten Berggebäuden (= „Erholung“, „Junge und alte Susanne“ etc.) wohnten fast ausnahmslos in der Kleinen Sehma.



Dieses Vorstädtchen von Schlettau erlebte damals seine Glanzzeit. Hier stand auch — etwa an der Stelle der heutigen Angermann-Fabrik — das alte Schlettauer Schützenhaus. Auf der Dilich'schen Federzeichnung vom Jahre 1629 ist dieses und auch die Vogelflange noch zu sehen. Ganz in der Nähe aber stand das Bockhaus, wo die Schlettauer Bierbrauer ihre Fässer zubereiteten. Die Schürfungsarbeiten in diesem alten Bergbaugebiete haben sich als sehr aussichtsreich erwiesen. Durch die Freilegung des „Hoffnung-Gottes-Stollen“ hat man einem sehr starken Bergwasser den Weg geöffnet, das wie „ein Bächlein klar und helle“ dem Schottenberge entströmt. Mit dessen Einreihung in das Wasserleitungssystem hofft man das Wasserbedürfnis der Stadt auf lange Zeit hinaus zu befriedigen. Die Bewohner des Siedlerviertels haben übrigens schon während der Wasserfalamität im vergangenen Winter ihr Trinkwasser aus dem „Quell“ geholt, der dort aus dem Gelände hervorbrach. — Die interessanten Schürfungsarbeiten haben in den letzten Tagen ungezählte Neugierige angelockt, und der lauschige Waldpfad an der Fickertlehne entlang ist noch nie so stark begangen worden, wie in der letzten Zeit, wo uns schwielige Männerfäuste ein Stück mittelalterlicher Bergromantik erschlossen haben.

Thomas-Schlettau.

Heimat-Blocken.

Hast Du, Wand'rer, die Glocken rufen hören
— über Heimat — Erde, Fluren und — Wald? —
Macht es Dich beben, wenn es in Chören —
über Höhen und Täler — wie aus dem Himmel —
wie brausende Melodie erschallt? —

Hast Du, allein stehend auf sonniger Höh' auf stillem Weg —
nach Feierabend — das letzte Leuchten der Sonn' geschaut?
Oder am glühend Tau des Morgens an Waldes Gehag' —
am wogenden Aehrenfeld des Sommers Dich sinnend erbaut? —

Wie der Wolken Wandern und Wallen —
wie des Sturmes Brausen und Singen —
— Du „erlebst“ der Heimatglocken heiliges Klingen
— alle Töne in dir widerhallen. —

Du fühlst auf einmal — wie im magischen Bann —
der Glocken Ruf — es ist der heilige Heimatklang
— er rief Dich als Kind, als Jüngling und Mann,
— und hörst ihn heut' — wie trauten Gesang. —

Wie oft, Du fühlst es, drang dieser hehre Klang zu Dir —
Du hörtest wohl den mahnend' Ruf, doch ließt Du ihn verklingen —,
Doch heute — er ans Innerste Dich rührt —
wie ein vertraut' harmonisch Singen. —

Laß nicht verklingen diese sel'gen Stunden —
wo Du Dein Innerstes gefunden —
wo Dir der Heimatglocken Harmonie —
ausklang in Sehnsuchts-Sinfonie.

Globenstein.

Hans Flg.

Bermstgrün um die Wende des 18. Jahrhunderts

Von Horst Henschel-Schwarzenberg.

Das Erzgebirgsdorf Bermstgrün, von dem Dr. W. Fröbe¹⁾ feststellt, daß es zur gleichen Zeit oder nicht viel später als die Stadt Schwarzenberg entstanden sei, war von altersher nach Schwarzenberg gepfarrt. Die Alt-Bermstgrüner Bevölkerung stammte aus dem Fichtelgebirge und bestand hauptsächlich aus Holzmachern, Köhlern und Bergleuten. Sie bildeten eine friedliche Gemeinde, die mit anderen ortsfremden Leuten so gut wie gar keinen Verkehr pflegten. Ein jeder kannte die anderen im Dorfe, und diese Bekanntschaft und der Verkehr genügten ihnen — selbst bei der Wahl der anderen Ehehälfte. Unter den Bermstgrünern herrschte Jahrhunderte lang eine *Inzucht*, die vielleicht weniger beabsichtigt, als vielmehr aus einer gewissen Weltfremdheit, Scheu und Bescheidenheit entsprungen war. Dieser Zustand äußerte sich in verschiedener Hinsicht, teilweise sogar noch bis in die heutige Zeit, wie das häufige Vorkommen bestimmter Familiennamen zeigt. So befanden sich beispielsweise in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Bermstgrün unter 1140 Einwohnern allein 72 Familien mit Namen Blechschmid. Um alle diese Namensträger zu unterscheiden, machte sich's nötig, die einzelnen Blechschmide noch mit einem Bei- oder Spitznamen zu belegen.²⁾

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand sich außer einigen Schmieden und Töpfern kaum noch ein anderer Handwerker im ganzen Dorfe, weder ein Kaufmann oder Handelsmann, noch ein Landreisender. „Hieraus läßt sich's erklären,“ (so schreibt Finanzprokurator Lindner aus Schwarzenberg), „daß die Einwohnerschaft — aus Mangel allen Verkehrs nach außen hin — auf einer flachen Stufe geselliger Konversation stehen geblieben ist und an der Herkömmlichkeit ihrer Altvordern festzuhalten strebt.“ Es braucht uns nicht zu wundern, daß unter diesen Verhältnissen sich die alte Tracht der Bermstgrüner bis in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts erhielt, die uns Lindner folgendermaßen beschreibt:³⁾ „Die Tracht der Männer ist freilich in Form und Schnitt um 50 Jahre zurück; dagegen die der bejahrten Weiber mit ihren niedrigen, steifen und mit breiten, weißen Treffen besetzten Hauben noch viel weiter. Dieser Kopfschmuck scheint aus verzinntem Blech gefertigt und wie ein Hausgerät von Erbe zu Erbe übergegangen zu sein. Jetzt (d. i. anno 1844) fangen sie aber an, seltener zu werden. Mädchen und junge Frauen kleiden sich daneben auffallend bunt: brennend rot, hochblau, pomeranzengelb und grasgrün sind die Farben des Anzuges und Bänderwerkes vom Kopf bis zum Fuß, als hätte der Schneider den Regenbogen dazu verschnitten. Diese grelle Farbenpracht schmerzt das Auge beim Sonnenschein, wenn sich die Bermstgrüner Sonntags vor dem Gottesdienst auf dem Marktplatz in Schwarzenberg in Gruppen, wie sie es zu tun pflegen, aufstellen und sich beschauen lassen. — Die Bermstgrüner kennen die Genüsse nicht, womit sich der Großstädter so häufig dem Arzte und dem Totengräber in die Hände liefert, mithin auch die Sittenverfeinerung nicht, wodurch der Mann nach der Mode so oft die vernünftige Natürlichkeit verliert.“

Um diese Zeit gab es auch noch eine Bermstgrüner Mundart, die die Verwandtschaft mit dem Dialekt im bayerischen Fichtelgebirge deutlich erkennen ließ.

Im folgenden sei noch eine Nachricht aus dem Jahre 1795 aus Adolph Lobegott Peck: Geschichte und Beschreibung des Kreisamtes Schwarzenberg, S. 104 ff., wiedergegeben:

Bermstgrün, ein Dorf, das von Holzmachern, Köhlern und Bergleuten bewohnt wird, hat 100 Häuser und 751 Einwohner. Kinder bis 14 Jahren: 124 Knaben und 144 Mädchen;

Personen bis 60 Jahre alt: 180 männliche und 208 weibliche; Personen über 60 Jahre alt: 35 männliche und 60 weibliche. Summe aller Personen: 339 männliche und 412 weibliche, gleich 751 Personen.

Man kann also rechnen, daß in zwei Häusern 15 Personen wohnen, ein Anzahl, die man in niederländischen Dörfern und in manchen Städten nicht findet. Bergmannsgrün ist ein mit Kindern gesegnetes Dorf, und das Klima ist sehr gesund, davon sind die 95 Personen über 60 Jahre ein Beweis. Doch muß der Bergbau einigen Einfluß auf die Sterblichkeit haben, weil wir noch einmal so viel Personen weiblichen Geschlechtes finden. Wenn nicht Blattern, Masern und andere Kinderkrankheiten, die man vielleicht noch nicht recht zu behandeln weiß, so viele Kinder töteten, so würde die Anzahl der Einwohner von Jahr zu Jahr ansehnlich wachsen. Leonhardi hat in seiner Erdbeschreibung von Sachsen nur 70 Häuser von Bergmannsgrün angegeben. Hätte dieser Ort 1790 wirklich nur 70 Häuser, so wäre die Anzahl derselben um 30, also jetzt fast um die Hälfte vermehrt. Die Weibspersonen klöppeln, und wenn ihre Männer im Winter zu Hause sind, so leisten diese ihnen Gesellschaft. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man hier im Winter einen Kohlenbrenner seine Zwirnspeizen verfertigen sieht, die durch ihr bleibendes Weiß sich als das Gegenteil seiner Sommerarbeit merklich auszeichnen. Die vielen Kirschbäume, die man hier antrifft, geben ihren Besitzern in fruchtbaren Jahren reichliche Nahrung. Auch der Feldbau und die Viehzucht sind nicht unbedeutend. Ein Nahrungszweig verschiedener Einwohner ist auch das Abrichten der Gimpel oder Dompfaffen. Um reines Deutsch gut sprechen zu hören, darf man freilich nicht nach Bergmannsgrün kommen, denn die hiesige Mundart zeichnet sich durch das Singende und durch ganz eigene*) Ausdrücke von der Mundart mehrerer erzgebirgischer Ortschaften schon sehr aus. Es ist also leicht zu schließen, wie verschieden sie von der Leipziger und Dresdener Aussprache ist. Man kann überhaupt die erzgebirgische Mundart, die der pfälzischen und bayerischen sehr gleich kommt und über Zwickau anfängt, als einen Beweis annehmen, daß das Erzgebirge von pfälzischen und bayerischen Kolonisten angebaut worden ist. Und dies ist umso viel mehr zu glauben, da die Herrschaft Schwarzenberg bis zum Jahr 1156 zum Herzogtum Bayern gehörte.

Bergmannsgrün hat seinen Namen und seine Entstehung, so wie mehrere Ortschaften des Erzgebirges, den Bergleuten zu danken, die aus der Gegend des großen Fichtelberges, also von der pfälzischen und bayerischen Grenze kamen. Um dieses zu beweisen, will ich nur einige Benennungen von Dörfern und Bergen aus der Gegend um den Fichtelberg mit den Namen von Dörfern und Bergen in der Gegend um Schwarzenberg vergleichen.

Gegend um den Fichtelberg.

Schneeberg (ein Berg)

Ochsenkopf (das Haupt des Fichtelberges, drei Stunden von Schneeberg)

Pfannenstiel (ein Berg)

Platte (ein Berg)

Breitenbrunn (Dorf)

Bermstgrün (Dorf)

Slopon oder Schlöm (Dorf)

Wildenau (Dorf)

Sooswald

Gegend um Schwarzenberg.

Schneeberg (ehemals auch ein Berg, wo jetzt die Stadt ist)

Ochsenkopf (ein Berg, unweit Bockau, drei Stunden von Schneeberg)

Pfannenstiehl (Dorf u. Berg)

Platte (ein Städtchen unweit Johanngeorgenstadts, das ehemals zu Sachsen gehörte)

Breitenbrunn (zwei Stunden von Schwarzenberg)

Bermstgrün

Schlema (bei Schneeberg)

Wildenau (ein ins Amt Grünhain gehöriges Dorf)

Sosa (ein Dorf; wendisch ein Fichtenwald)

¹⁾ D. W. Fröbe: Geschichte der Stadt Schwarzenberg. Seite 26.

²⁾ Joh. Trgt. Lindner: Wanderungen 1. Teil, Seite 30 ff.

³⁾ Vergl. H. Henschel: Zur Geschichte Bermstgrüns. In der Heimatbeilage „Auf Erzgebirges Höhen“ Nr. 2, Jahrg. 1926.

*) Der Herr Pastor Hecht in Sosa hat in seiner Geschichte von Sosa verschiedene solche Redensarten angeführt.

Nooch'n Teierohnd



's neie Milch-Flasch'l.

Von Bernh. Brückner, Leipzig.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„r ward gleich kummel!“ verkündete sie mit der Stimme eines rettenden Engels. Ernestine atmete ein wenig auf; der kleine Patient aber nahm die Botschaft mit herzerreißendem Geschrei entgegen. „Tut der'sch Bauchel wieh? hant, arm's Beebele?“ wandte sich ihm Gufte mitleidig zu. „Na, wart nár, mei gut's Schafel, ihe ward d'r schu d'r Harr Dokter halsen!“

Wirklich, da klopfte es schon. „Herein!“ schrie Ernestine, durch die Nähe des Arztes wunderbar erleichtert. Sofort wurde das graubärtige Gesicht des Arztes in der Tür sichtbar.

„Guten Tag, Frau Bergelt!“

„Schin Dank, Harr Dokter!“

„Nun, hier liegt wohl der kleine Patient?“ fragte dieser an die Wiege tretend.

„Ja, guter Harr Dokter! 's is unner klaans Maad'l! Gud'n se nár, dos schiene Bummerle! . . . Nu warn mir'sch müß'n hargaa, galle, Harr Dokter?“

Der hatte zunächst müssen einen ganzen Berg dicker Betten und warmer Decken aus der geräumigen Wiege entfernen, um das Kind überhaupt zu Gesicht zu bekommen. Es schien sich wirklich recht heftig gebrochen zu haben. Vielleicht hatte es etwas verschluckt! Gewaltig öffnete er den kleinen Mund. Ernestine brach bei dieser ersten Operation bereits in Tränen aus.

„Djeh, Harr Dokter! Kamme se mir'sch net für ugut, un tue ses sei net ohmattern! 's is unner aanzigs bißl Fraad, was m'r noch hom. Sahe se nár har, mei guter Harr Dokter, wies für Schmarz mit dann Batt'schern grabbst!“

Der Herr Doktor hatte jedoch in dieser Beziehung ein hartes Herz; er untersuchte ruhig weiter. Im Rachen war nichts Unrechtes zu bemerken, doch bewies die eigentümliche Färbung der jetzt eben gebrochenen Milch, daß das Kind etwas Schädliches genossen haben mochte. Es zeigten sich Symptome einer leichten Vergiftung.

„Was hat das Kind genossen?“ fragte er darum die Mutter.

„Wos se gassen hot, Harr Dokter? Gar wetter nisch, wie gute Milch. Arsch füringst (vorhin) hot'n mei Ma a Flasch voller gaam!“

„Haben Sie die Flasche hier?“ fragte jener eilig.

„De Flasch? — Eiu, die ho iech schie, Harr Dokter!“

Sie holte sie herzu. Diese schien jedoch gar nicht in Gebrauch gewesen zu sein.

„Und das Glasröhrchen mit dem Gummihütchen?“ fragte der Arzt weiter. Ernestine suchte abermals, fand aber nur das Hütchen.

„Jeh waß wárllich net geleich, wu dos mischante Rährl stakt; 's Tut'l ho iech'n füringst aus sen Guschel genumme. Do hom ses, Harr Dokter, wenn se edbr sahe wölln, wie sich's uff an sittn Ding katscht!“

„Ich danke Ihnen!“ gab der Arzt freundlich lächelnd zurück, „es möchte mir das doch vielleicht nicht mehr gut stehen; aber ansehen muß ich's schon einmal.“

Auch daran war nichts Auffälliges zu bemerken.

„Ihr Mann ist wohl nicht hier?“ nahm der Arzt wieder das Wort, „er hatte doch dem Kinde die Milch verabreicht, nicht wahr?“

„Der is amol rausgelaufen an de Ardpäpeln. Jeh ho ober schu 'n gruñ Gung naus geschickt; er muß nu alle Minuten

ra sei! . . . Ihe kimmt'r!“ fügte sie freudig hinzu, als sie ihren „Lieb“ mit großen Augen in die Stube treten sah.

„Schin gutn Tog rei, Harr Dokter!“

„Guten Tag, Herr Bergelt! — Nun, Ihre Frau sagte mir eben, daß Sie vorhin, als sie nicht da gewesen sei, dem Kinde die Milch gegeben hätten. Ist da vielleicht etwas Auffälliges an dem Kinde oder auch an der Milch zu bemerken gewesen? — Sie sehen, die Kleine ist etwas unpaß!“

„Inu asu was!“ stammelte der Lieb teilnahmsvoll. „Jeh ho gerad nichts Uhrachts gewahr kriegt. Gar nisch, Harr Dokter! . . . 's tot arsch a Fänkele labbern, ob'r hinnerhaar, eija, do hot's dann ganzen Tup voll ahinner gezutscht.“

„Sie haben also das Kind gleich aus dem Topfe trinken lassen?“ fragte der Herr Doktor neugierig.

„I — a! Wu dent'n Se dä hie, guter Harr Dokter! Jeh ho se sei a darbe Läng nooch dann Gelosrährl ringesucht; net war'sch ze find'n. Do bie iech nár noch uff an gescheiten Gedanken kumme. — Jeh ho geleich 's Rährl vu meiner Tobatpfeis lusgeschraubt un ho dos Tutel uhm nagesteckt. I dos Ding ging sei ganz schie, Harr Dokter; se könne mir'sch gelaam!“

Dieser glaubte allerdings seinen Ohren nicht recht trauen zu dürfen, und selbst Ernestine schien von dieser neuen Erfindung auf dem Gebiete der Kinderernährung nicht sonderlich erbaut zu sein.

„Hatt'r dä in aller Walt schu a mol su a Kindvieh gesahe?“ plakte sie heraus. „Inu, du Schoskup, du dummer! . . .“

Sie wollte ihrem Herzen noch weiter Luft schaffen, wurde aber absichtlich vom Arzte noch rechtzeitig unterbrochen.

„Nun, da hören wir es ja, gute Frau Bergelt,“ begann er, „woher das heftige Erbrechen des Kindes stammt. Das Pfeifenrohr scheint ein hübsches Quantum Tabaksaft enthalten zu haben, und den kann natürlich der kleine Magen nicht verarbeiten. Gehen Sie darum nachher gleich in die Apotheke und holen Sie diese Arznei!“ Er überreichte ihr ein Rezept. „Morgen frage ich wieder einmal mit nach. — Adieu!“

„Hattje, Harr Dokter!“ klang es im Chore. Ernestine geleitete ihn hinaus. „Hom se nár d'rweile racht'n schinn Dank, Harr Dokter!“ rief sie ihm noch unter der Tür nach.

Es war gut, daß er fort war; denn, was nun geschah, bot nicht gerade ein erfreuliches Bild. Wen darum der Arzt am andern Tage als Patient antraf, das war — der Gottlieb.

Do Bobel, aff' Du's!

Frisch gebacken hat die Mutter Eier, Mehl und gute Butter, Viel Zucker, so gehört sich's doch, Zu schönen Kuchen — wie das roch!

Und wie es hierbei stets geschieht, Groß war der Kinder Appetit: Sie wollten gleich den warmen Auf seine Güte hin versuchen. [Kuchen

Doch die Mutter will es wehren: „Frischen Kuchen zu verzehren Könnt ihr Kinder nicht vertragen, Das ist nichts für Euren Magen.“

Es ist schon spät, gleich gehts zu Bett, Folget gut und seid recht nett, Morgen wird er angeschnitten, Heut' ist nutzlos Euer Bitten.“

Die Kinder kommen nicht zur Ruh, Verlangen Kuchen immerzu, Umsonst ist Mutters Lieb und Güte, Es bleibt gestört des Hauses Friede.

Vater will die Kinder necken, Auch ein wenig sie erschrecken. Aber was er deshalb tat Unerwünscht war's Resultat.

So nimmt er denn mitsamt dem Blech Den Kuchen rasch vom Tische weg Und reicht zum Fenster ihn hinaus — „Do Bobel aff' Du's!“ rief er aus.

Der Kuchenduft zog in die Nase Zwei Knaben draußen auf der Straße, Die lüftern nach dem Kuchenregen Schon längst geseh'n auf dunklen Wegen.

Sie kaum noch ihren Augen trauten Als sie den Kuchen jetzt erschauten, Sie ließen sich's nicht zweimal sagen Und griffen zu mit viel Behagen.

Verschwanden schleunigst um die Ecke. Im Schutze einer Gartenhecke Verzehreten sie mit viel Bedacht, Was war dem Bobel *) zugebracht.

Und die Moral von der Geschicht': Mach' furcht'ig Deine Kinder nicht, Mäß' Du den Teufel an die Wand Ist manchmal wirklich er zur Hand.

Emil Waltherr, Pöhl.

*) Bobel (der Böse), eine viel angewandte erzgebirgische Bezeichnung, um Kinder „furchtig“ (furchtsam) und folgsam zu machen.

Die Sage über den Schönjüngfergrund am Fichtelberg

Das war die schöne Jutta, die im lieblichen Wiesenthal zu Füßen des behäbigen Fichtelberges ein stattliches Haus ihr eigen nannte. Des wohlhabenden Bergherrn Andreas Wolfer Tochter hat bei des gestrengen Vaters plötzlichem Heimgang über Nacht Haus und Gruben geerbt, u. ist schier des Glückes Freude ihr zu viel geworden. Hat doch keine Mutterhand helfend Beistand leisten können in den Jahren, da ein Mädchen zum Weibe wird und Rat und Zucht bitter nötig hat. — War ein traurig Weiblein gewesen, die Mutter, und des lebenswilden Bergherrn Gefährtin sollte wohl flinkeres Blut in den Adern haben. Aber um des Mädels willen, das sie ihm geboren, hat der Wildling sein Weib um sich geduldet wie ein armelig Tierlein, das sein Gnadenbrot hat. Denn in der schwarzhaarigen, wilden Jutta klopfte derselbe Pulsschlag, der Andreas Wolfers Blut brausen ließ wie Bergwassersturz, und aus ihren Flackeräugen sprang dasselbe Feuer, das in des Bergherrn Adern glühte! So duldete der heißblütige Mann sein stilles Weib nur neben sich um Juttas willen und in der Hoffnung, daß sie ihm noch den Sohn schenke, nach dem sein Vaterstolz schrie. — Und als zum zweiten Male nächtlings ein Kinderstimmelein im prunkenden Bergherrnhause ins Leben hineinrief in bangem Fragen, da wars wieder ein Mägdlein! Ein Mägdlein dazu, dem Haar und Augensterne seiner Mutter bedeutsam eigen waren. — Raum konnte der jähornige Mann sich bezähmen, den Frieden eines durch Mütter Schmerz geweihten Raumes nicht zu stören durch den Ausbruch unverhüllten Zornes über enttäuschte Hoffnung, und wilde Gelage im Böhmischem drüben betäubten nun nächtelang seinen Haß.

Bis eines Tages die stille Frau mit ihrem Kinde in die weite Welt wanderte, neue Heimat suchend für sich und das Mädchen, dem sein Name Maria Schutz geben sollte im Andenken an die schmerzreiche Gottesmutter.

Hohnlachend sah der Bergherr das verwaiste Hauswesen, heimkehrend von weinströmender Zehrunde. So war es ihm recht, und Juttas leichtsinniges Blut war bald über das Trennungsweg hinweggehüpft wie draußen der Bergbach über Steine plätscherte.

Schon dachte der stolzherrliche Andreas Wolfer daran, ein wildes, schwarzhaariges Weib aus einer Grenzschenke als Frau ins Haus zu nehmen, da schlug ihm sein hitzig Blut in jähem Schlag Becher und Leben in Scherben, und gebrochenen Auges trugen seine Zehgenossen ihn Jutta ins Haus. — Wild, wie ihr Blut, war auch ihr Schmerz um den Vater, aber auch jäh wieder verschwunden, als ein neues Erlebnis ihre Sinne rief. War da in dem Bergwerk ein junges Blut, mit Namen Berthold von Althof, dessen Trachten darauf ging, des reichen Andreas Berganteile zu erwerben. Er ging also hin, der wilden Jutta zu gefallen und zündete in ihrem Blute Glut an, die sie nie zuvor gefühlt. So führte ein holder Mai und ein rosenduftatmender Sommer bald zum Verspruch mit des Bergherrn Tochter. — Der Tag rauschenden Hochzeitsgepränges war nicht mehr fern, da erschien im Hause Juttas Maria, die junge Schwester, Grüße bringend vom Sterbebett der Mutter, die im Böhmerland tödtlichem Fieber klaglos erlegen war. Wehmut und bräutlich Glück vereinten sich zu seltener Rührung in Juttas Herzen, also, daß sie der fast vergessenen Schwester Obdach bot im Vaterhaus, nicht ahnend, daß Mariens holde Lieblichkeit neben ihrer Schönheit stand wie Maienzauber gegen Sommerglut.

Bis es schmerzlich hell in Juttas Sinnen wurde, als sie in quälender Eifersucht sah, daß Bertholds Blicke lieber in Mariens sanften Augen ruhten als im Feuerbrand, der unter Juttas dunklen Wimpern lodte und glühte. Noch schalt sich Jutta selbst ob solcher kindischen Angst, den Liebsten zu verlieren, als ihr argwöhnisches Spähen gewahr ward, daß Bertholds stilles Werben um Mariens Gunst im Herzen der Schwester das Weib

erwachen ließ und mit holdseligem Erröten auch ihre Blicke Brücken spannten zu Bertholds Herzen. —

Das war der unselige Tag im Jungfergrund, der zwei Schwestern in Qual und Verdammnis stieß, da über Tisch die Junge spitze Pfeile sandte, hinüber und herüber, des Liebsten Treue auspielend gegen neuen Rausch, da eine Schwester der anderen nicht nachstehen wollte im Besitze des Liebsten. Da geschah es, daß die wilde Jutta im jähen Rausch der Eifersucht das Messer warf nach der Schwester Herz, das sein heimlich Glück zur Stund ausjubeln wollte beim Klang der Laute, dessen Spiel Maria im Böhmerland gar trefflich gelernt hatte. Liebeslied und rotes Herzblut mischten sich zum Totengesang der jungen Schwester, und Jutta stürzte, von tausend Teufeln gejagt, durch Wald und Blöhung, um vor sich selbst zu fliehen; raffte endlich, vom erlösenden Irrwahn umfassen, Blüten und grünes Geäst zum Kranze, die tote Schwester zu schmücken; brachte nach entsetzlich wütender Qual der Totenwacht sich und ihr Gut der Schwester zum schuldläuternden Sühneopfer: Schaurig züngelten rote Flammen um Andreas Wolfers stolzes Haus, und im Sturze brennenden Gebäudes löschte die wilde Jutta ihre Schuld.

So spannen sich Gestalten und Bilder aus alter Sage, die nur zu berichten weiß, daß die Jungfern Schwestern sind, deren eine klagend Kränze windet, während die andere mit der Laute gesehen sein soll.

Buchholz, die Sängeresstadt.

Wie eine Feste frei und stolz!
Liegt eine Stadt, die heißt Buchholz.
Dort wohnt, wie doch ein jeder kennt,
Der Stab von unsrem Regiment;
Doch weil zu groß wurd' unser Werk,
Hat man's geteilt mit Annaberg.
Und so wird mit vereinter Kraft
Auch heut' noch Größeres geschafft.

Und diese beiden Städtelein,
Die luden uns zum Singen ein,
Da wo die Väter schürften Erz,
Schlägt heute noch ein dankbar Herz;
Wo nie ein Knappe ging zur Schicht,
Bevor er nicht sein Lied verricht'.
Da sollte nun aus großem Chor
Das Lied erschallen an dein Ohr.

Schön aufgebaut am Bergeshang,
Strahlten die Städte im Festesglanz,
Wo Barbara Uttmann's fleißige Hand
Ein Segen schuf für's ganze Land;
Auch dort wallte die Bürgerschar,
Uns zu lauschen fromm am Altar,
Von deines Berges steilem Haus
Schall' weit das Lied ins Land hinaus.

Wächst auch an deinem Berg kein Wein,
Dafür gibt's hübsche Mägdelein;
Run, alle, die gekommen wir,
Wir trinken gerne Euer Bier.
Derweil nach alter Väterart
Die Stadt ihr Braurecht hat bewahrt,
Und heut' noch braut uns guten Tropfen
Aus reinem Malz und edlem Hopfen.

Nicht Wein, nicht Bier, nicht Mägdelein,
Sie führten uns aber in dem Verein,
Uns ist ein höheres Ziel gesetzt,
Und wehe dem, der es verlegt.
Das deutsche Lied erfüllt die Brust,
Und singen das ist unsre Lust!

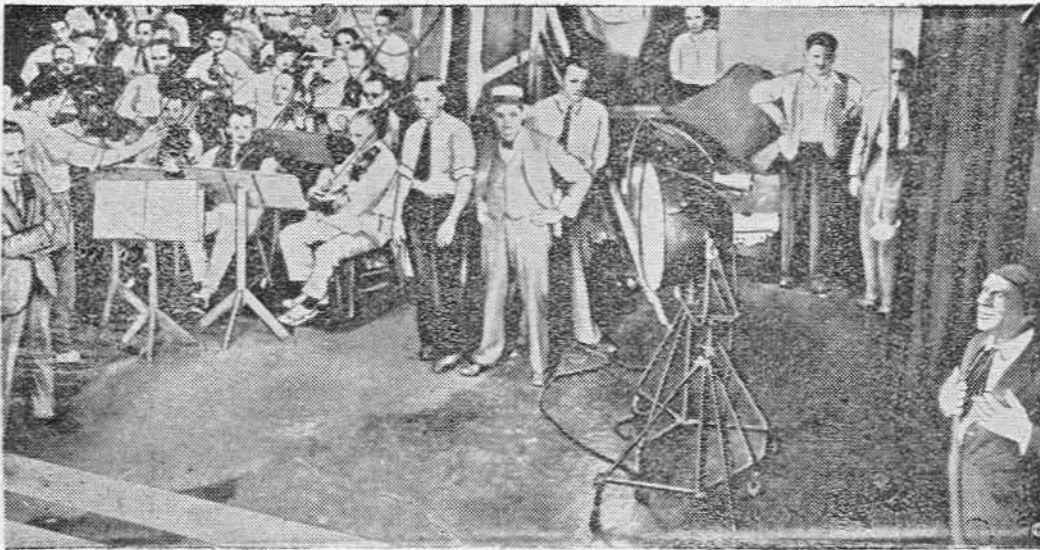
Berger-Wildenau b. Schwarzenberg.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Bilder aus aller Welt



Der verewigte Tonfilmkrieg.

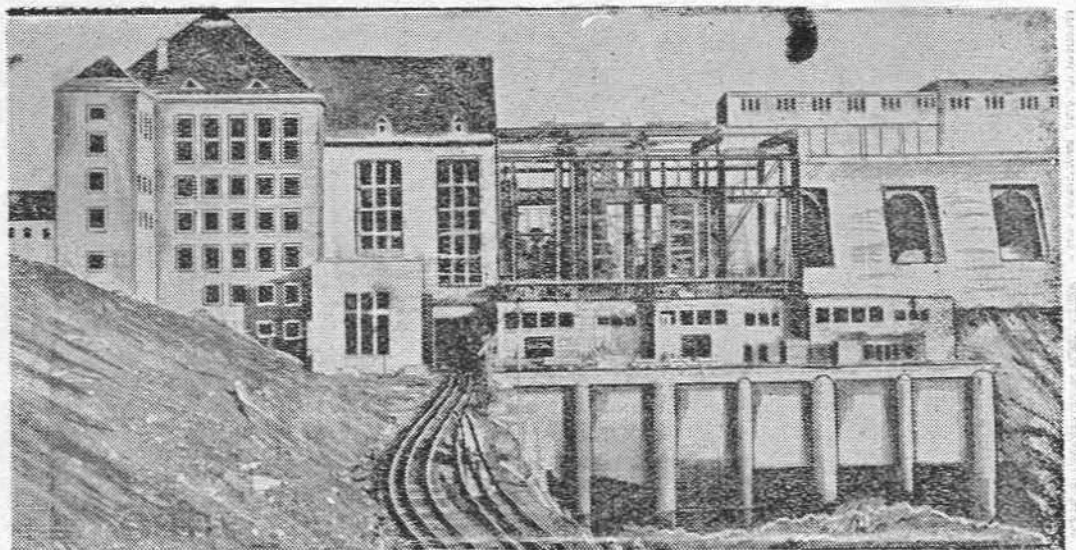
Der „Singende Narr“ verstummt.

Der deutsch-amerikanische Kampf um die Tonfilmpatente hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Wie bekannt, hatte die Telefunkten gegen die Benutzung von Western-Electric-Apparaten eine einstweilige Verfügung erwirkt, mit der Begründung, daß sie deutsche Patentrechte verletzten. Diese Verfügung ist später vom Landgericht aufgehoben worden und eine Reihe Berliner Kinos begann mit der Vorführung amerikanischer Tonfilme. Nunmehr hat jedoch das Kammergericht die einstweilige Verfügung wieder in Kraft gesetzt, so daß bereits am gleichen Tage die Terra-Bichtspiele die Vorführung des Tonfilms „Hochzeitsmarsch“ kurz nach

Beginn absetzen mußten. Der „Gloria-Palast“ mußte ebenfalls den „Singenden Narren“ aus seinem Programm streichen und zeigt jetzt einen stummen Film. Im Ufa-Palast am Zoo mußte schließlich die vorgesehene Premiere von „Dreimal Hochzeit“ ausfallen. Damit ist in der Berliner Kinowelt ein Chaos eingerissen, wie es schlimmer kaum gedacht werden kann. Unser Bild zeigt eine interessante Aufnahme aus dem am heftigsten umkämpften Tonfilm „Der singende Narr“. Al Jolson (rechts unten im vorstehenden Bilde) fingt gerade seinen berühmten Song „Sunny Boy“.

Das deutsche Werk am Shannon beendete.

In Gegenwart des Präsidenten Cosgrave und sämtlicher Mitglieder des irischen Senats wurde in der Grafschaft Clare nach 3½-jähriger Arbeit das von Siemens erbaute Wasserkraftwerk am Shannon-Fluß eröffnet. Das Werk ist eine Leistung deutscher Technik, die nicht so bald ihresgleichen hat. Ist es doch in der Lage, ganz Südirland mit elektrischem Strom zu versorgen. Der Schwierigkeiten des Baues wird man sich bewußt, wenn man überlegt, daß Südirland sich fast eben erstreckt und die Flüsse so gut wie kein Gefälle haben. Es war daher erforderlich, 8 Millionen Kubikmeter Erde auszuheben, Dämme in einer Länge von 25 Kilometer teilweise bis zu 20 Meter hoch, aufzuschütten, bis es gelang, ein Gefälle von 30 Meter zu erzielen. 13 Eimerketten-Bagger waren Tag und Nacht an der Arbeit und hoben täglich eine Erdmenge aus, die dem Laderaum von 3000 Güterwagen entspricht. Gleichzeitig ist der Shannonfluß durch Einrichtung von Schleusen schiffbar geworden, so daß ausländische Güter auf dem Wasserwege tief nach Irland hineintransportiert werden können. Durch das Werk hat sich Irland nicht nur von dem Bezug von Kohle frei gemacht, man hofft auch, Kupfer- und Silber-Vorkommen mit der neugewonnenen Kraft auswerten zu können. Unser Bild zeigt einen Teil des imposanten Bauwerkes.



tributionen und andere Lasten auf. Unter Napoleon mußten sie auch wacker Soldat sein.

Es ist nicht zu verkennen, daß im Rheinland unter den Einflüssen der französischen Revolution Bürgerbewußtsein und ein politisches Interesse geweckt wurde. Aber zunächst standen die Leute den schwungvollen Reden der Franzosen über ihre Freiheit kühl gegenüber. Die Franzosen predigten Freiheit und verboten Heiligenbilder und Wappen an den Häusern, verboten die Prozessionen und die kirchlichen Festtage und Feiertage unter der Woche. Der Revolutionskalender wurde eingeführt, nach dem der zehnte Tag ein Sonntag war. Die Predigten wurden überwacht, sogar der Kölner Fischmarkt verboten, um den Fasttag unmöglich zu machen. In Karnevalsumzügen wurden Religion und religiöse Einrichtungen grausam verspottet. Das rief zum Widerspruch auf. Wenn auch Napoleon in diesen Dingen nachher Wandel schaffte, so waren es gerade sie gewesen, die die Franzosen verhaßt gemacht hatten. Zu den großen Revolutionsfesten erschienen die Rheinländer nur spärlich und gezwungen, und an den sogenannten Freiheitsbäumen, die die Franzosen da und dort aufrichteten zum Zeichen, daß nun auch im Rheinland die Freiheit gesiegt habe, hing man tote Katzen auf, streute nachtsicherweise Häckel oder sägte sie ab. Freiheit und Gleichheit hieß es, und im amtlichen Verkehr galt nur die französische Sprache, um das Rheinland langsam mit Frankreich zu verschmelzen.

Aber das muß man zugeben, daß die Franzosen damals den Rheinländern manches Gute brachten. Das ganze linksrheinische Gebiet, wo ehemals 15 Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, eine ganze Reihe weltlicher Fürsten und zwei Reichsstädte ihre Regierungsfürsorge entfalteten, wurde nun einheitlich zusammengefaßt und gut verwaltet. Die mittelalterlichen Lasten und Kronen für diese Herrn und Abgaben an sie fielen mit einem Schlag. Die Bauern erhielten ihr Lehen als Eigentum, das zog. Vor dem Gesetz, in der Besteuerung wurde alles gleich, die Vorrechte von Adel und Klerus wurden aufgehoben, Gewerbefreiheit eingeführt und die Zünfte abgeschafft. Eine große wirtschaftliche Blüte setzte ein. Auch fühlte Röpfe waren des Lobes voll.

So wurde das Rheinland also gewissermaßen von den Franzosen einheitlich zusammengeschweißt, und durch die vielen Vorteile fügten sich die Rheinländer, die sich durch die vorherige staatliche Zersplitterung sowieso nicht als Deutsche fühlen gelernt hatten, allmählich der Herrschaft Frankreichs. Führende Köpfe wollten eine rheinische Republik unter dem Schutze Frankreichs. Der Franzose

förderte dieses Unternehmen und sackte nachher das Ganze ein. Es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Um die Verhältnisse richtig zu erkennen, muß noch gesagt werden, daß Napoleon im Rheinland eine große Verehrung genoß und stark gefeiert wurde von den geistlichen Herren beider Konfessionen wie von den weltlichen Herren und von rheinischen Dichtern. Der Maire von Köln sagt 1803: Darf sich unsere Stadt schmeicheln, den philosophischen Helden, den Friedensbringer, den Glückspender in ihren Mauern zu sehen? In der Jesuitenkirche in Köln konnte man 1801 die Worte vernehmen: Was tat der Herr? Er erweckte einen Selben, einen der größten Geister des Jahrhunderts, vielleicht in seiner Art den einzigen. Diesen rief er aus Aegypten, mitten aus

der Rennbahn seiner kriegerischen Unternehmungen in seine Vaterwelt. Und ein evangelischer Pfarrer nannte Napoleon „die Liebe und das Vergnügen des Menschengeschlechts!“ Napoleon wurde überhaupt nur mit den Größten der Weltgeschichte verglichen, besonders mit Karl dem Großen, wurde von einem Poeten ein unsterblicher Triumphator, ein neuer Herkules genannt, und die französische Politik tat alles, gerade die Erinnerung an Karl den Großen zu pflegen, um dadurch die französische Herrschaft als ganz natürlich und geschichtlich erscheinen zu lassen.

Sind das nicht geschichtliche Dinge von größter Wichtigkeit? Die einerseits die Franzosen ermutigen in ihren ehrgeizigen Plänen nach dem Rhein, die aber andererseits uns die furchtbare Gefahr noch deutlicher zeigen, aber auch die tröstliche Ueberzeugung, daß heute ein anderes Geschlecht am Rhein wohnt, ein ganz anderes, ein deutsches. Die Rheinländer von dazumal, die vorher ohnmächtigen, zersplitterten Zwergstaaten angehörten, standen nun einmal den Franzosen, die durch eine jahrhundertelange gemeinsame Geschichte und durch den Schwung der eben vollzogenen Revolution das stärkste Nationalgefühl hatten, hilflos gegenüber. Das ist bei den Rheinländern von heute anders, die nun schon 100 Jahre bei Preußen und 50 Jahre im deutschen Reiche sind. Dieses Erleben hat sie mit uns zusammengeschweißt, und die Franzosen dürfen nicht

glauben, daß sie nur ihre alten Instruktionsbücher wieder aufschlagen dürfen. In den letzten hundert oder nur auch in den letzten fünfzig Jahren ist aus uns Deutschen etwas Anderes geworden. Wir Deutsche selbst denken zu wenig daran.

Vor hundert Jahren hat Napoleon, ohne es zu wollen, die äußere deutsche Einigung gefördert, auch am Rhein. Heute liegen wir wieder unter dem schweren Schicksalshammer der Geschichte. Frankreich darf ihn führen, und es schmiedet, wiederum ohne es zu wollen — die innere deutsche Einheit!



Loxleben

S. Reifferscheid

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
mein Sohn, ich rate dir gut:
da geht dir das Leben zu lieblich ein,
da blüht dir zu lieblich der Mut!

Stehst die Mädchen so frant und die Männer so frei,
als wär' es ein adlig Geschlecht;
gleich bist du mit glühender Seele dabei.
So dünkt es dich billig und recht.

Dich bezaubert der Laut dich bedröht der Schein,
Entzücken saßt dich und Graus
Nun singst du nur immer Am Rhein, am Rhein!
und lehrst nicht wieder nach Haus.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie kimmst du zu schwindelnden Höh'n
und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome da tauchet die Nix aus dem Grund,
und haßt du ihr Lächeln gesehen,
und sang dir die Lutet mit bleichem Mund.
mein Sohn, so ist es geschehn!

Karl Simrod

Von der Rheinschifffahrt. Von Karl d'Esten.

Bom — bom — bom, bing — bing — bing hallt es durch den taufrischen Morgen im Rheintal. Noch sind die letzten Schatten nicht gewichen, der gelbe Löwenzahn des Uferlandes wächst sich erst zaghaft den Schlaf aus den sonst so grell leuchtenden Neuglein und aus den Weidenbüschen am Ufer steigen seine Nebelichwaden auf und weben ein zartes Dunstgewand von Ufer zu Ufer.

Ein langer Schleppzug rüstet sich zur mühseligen, doch verdienstreichen Tagesarbeit. Ein Zeichen mit der schweren Schiffsglocke ruft alles an Deck der Anhängelähne, aus den massigen Schloten des Schleppers steigen schon schwere, schwarze Rauchwolken auf, und mit dumpfem Rasseln heben sich die dicken Ankerketten. Auf dem Steuerstuhl geht der Kapitän ungeduldig auf und ab, in langsamen Stößen beginnen die Maschinen zu arbeiten, und die breiten Schaufeln des Raddampfers schlagen flotschend, Gischt und Schaum aufspritzend, in die vom letzten Gewitter gelblich-braun gefärbte, rasch dahineilende Flut.

Drei Glockenschläge — langsam und feierlich — an den Nebenhängen das Echo weckend — die Schiffer auf den Steuerstühlen entblößen ihr Haupt und beten ein Vater unser für gute Fahrt. Eine alte, gute Sitte, unantastbar.

Unser Schlepper, Matthias Stinnes mit der Zahl VII, gehört

zu den Riesen unter der großen Sippe der Rheindampfer. Aber an dem Stöhnen der Maschinen merkt man, wie jauer es auch ihm wird, seine sechs Anhängelähne, von denen jeder einzelne den Inhalt mehrerer Güterzüge in seinem geräumigen Bauch aufgenommen hat, stromauf zu ziehen. Langsam und sicher durchwacht das breite Boot mit seiner

jählernen Brust die Wogen, die sich nur unwirksam zur Seite drängen lassen, aufspritzen und ihre Wut noch an den Angängenaden der Schleppfähne auslassen, die sie wild hin und her zerren. Wer kräftig arbeitet, will auch tüchtig essen, und so müssen die Heizer, die im Kesselraum halbnackt, von lodender Glut bestrahlt, ihres schweren Amtes walten, ganze Wagenladungen Kohlen dem gefräßigen Ungeheuer in den gierigen Doppeltrachen werfen, damit dort oben die Schaufeln des Dampfers sich drehen und drehen, sich beharrlich Meter um Meter vorwärts arbeitend. Der den Schloten entströmende Rauch wird von der allmählich einsetzenden frischen Brise des jungen Tages in Gestalt einer langen Rauchfahne talabwärts getragen und an den Uferhängen zerfahert. Da hat es doch der kleine „Franz Daniel“, der hinter seinem breitspürigen Genossen vor Anker lag, entschieden besser, er bewegt sich durch Schrauben weiter, und da er nur zwei Anhängelähne hat, so kann er bald den Raddampfer überholen.

Auf dem ersten Rasten der „Anna Marie“ aus St. Goar ist es unterdessen lebendig geworden. Der Kahn ist hoch mit Holz aus Schweden beladen, und es erfordert schon einige Geschicklichkeit, vom Heck des Schiffes, wo die „Rufe“, die Wohnung des Schiffers und seiner Familie, blendend weiß gestrichen mit ihren blanken Guckfensterlein in den sonnigen Morgen lacht, zur Spitze, dem Schlafplatz der Matrosen, der „Blech“, zu eilen, wo bereits auf einem kleinen Herde der bei einem Schiffer nie kalt werdende Kaffeekeßel brodelt. Auf dem zweiten Rahne ist die Verbindung zwischen Heck und Bug bequemer, das Schiff hat Erze geladen, die nicht soviel Raum beanspruchen, wie das leichtere Holz. So bleibt denn rings um den Laderaum ein „Gangbord“ frei, auf dem man sich mit einiger Sicherheit bewegen kann, wenn man schwindelfrei und auf dem Partett zu Hause ist. Freilich wird man es kaum zu solcher Geschicklichkeit bringen, wie der schwarze Spitz, der wie ein kleiner Teufel wütend lässend, vom Bug zum Heck und wieder vom Heck zum Bug läuft. Der Grund seiner Wut ist bald entdeckt, ein breiter Kahn legt sich vertraulich dem Schleppfahn zur Seite, aus seiner Höhlung kommen Gemüse, Kartoffeln und andere Lederbissen zum Vorschein.

Als Erinnerung an die Zeit, da die Schiffe noch durch Segel mühsam dem launischen Winde seine Gaben ablauschen mußten, sehen wir noch dicke Masten auf Deck liegen, und an den Seiten zwei rundlich geformte Bretter, sogen. Schwerter, ins Wasser tauchen.

An einer unförmigen Masse, die im Strom verankert liegt, geht die Fahrt vorbei. Ein Bagger sorgt für die Instandhaltung der Fahrstraße und hebt Steine, die das Strombett versperren. „Ja, was hatten wir damals noch für Last“, erzählt uns der alte Schiffer, indem er seinen Priem zwischen die Zähne steckt, „da waren die Ufer noch nicht mit Steindämmen eingefasst, und jedes Hochwasser riß Löcher hinein. Auch die in den Strom hineingebauten Mauern die sogenannten Krippen, gab es noch nicht. Diese haben den Zweck, auch bei niedrigem Wasser die Fahrinne fahrbar zu halten indem sie das Wasser nach der Mitte hindrängen. Und gar erst an einigen Stellen war es besonders schlimm! Wenn man durch die Enge des Binger Loches fuhr, versprach man gern dem Schutzpatron der Schifferzunft, St. Nikolaus, eine Kerze in der Kirche, daß er einem glücklich durchhelfe. Hat aber dem Staate ein schönes Stück Geld gekostet! Wie mir der Baurat lehtin erzählte, soll der Ausbau des Rheinbettes in Preußen allein in den Jahren 1839 bis 1900 rund 60 Millionen verschlungen haben. Mein Vater selig mußte noch seinen Kahn mühsam von Pferden stromaufwärts treiben lassen. Der Name Leinpfad für den schmalen Uferweg erinnert noch an jene Zeit. Das Erscheinen des ersten Dampfschiffes in den Zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts war wie ein Wunder. Freilich waren die Hau-



Bingen am Rhein mit Treibelschiff ca. 1650

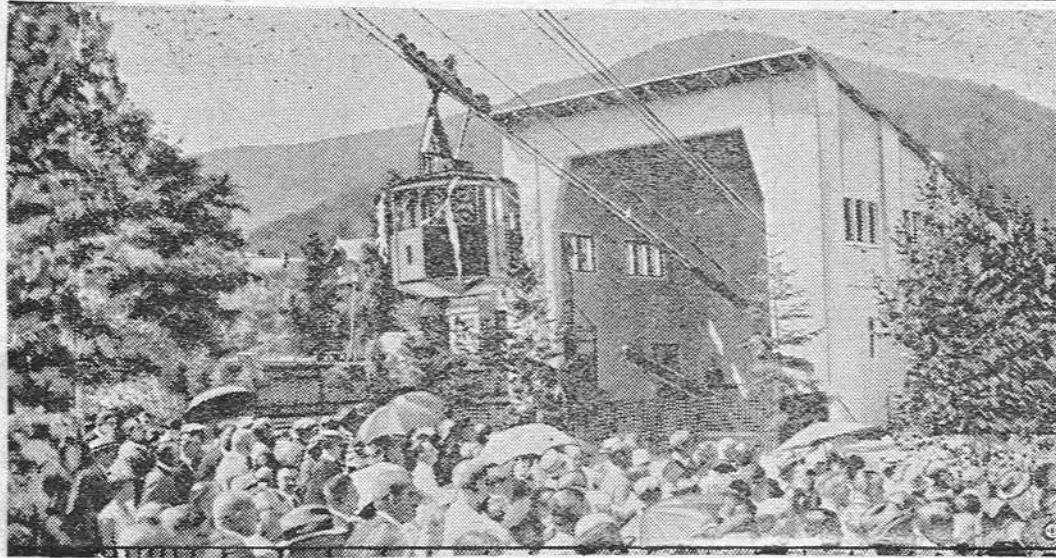
Nach Kubier v. W. Sollar

derer, die dadurch ihren Lebensunterhalt in Gefahr glaubten, nicht recht zufrieden, ja, man soll sogar mit Kanonen auf das neue, dampfende Ungetüm geschossen haben.“ Während wir bei diesen Worten des biedereren Alten in Gedanken die gute alte Zeit vor uns erstehen sehen, wo sich die ungefügen „Diligenzen“ mühsam strom-

aufwärts und stromab bemühten, reißt uns ein unserer Weg kreuzender stattlicher Personendampfer aus unseren Träumen. Wahrlich, ein Bild der rastlos vorwärts strebenden Kultur. Ebenjowenig wie es der Gilde der Schiffer zu Münden gelang, den Siegeszug des Dampfes aufzuhalten, ebenjowenig konnten die rheinischen Pferdevermieter das Joch des Leinpfades für alle Zeiten retten. Was hätten die guten Herren wohl für Augen gemacht, wenn sie auf dem Rhein die stattliche Dampferschloße gesehen hätten, die die schönsten Dampfer der Erde aufweist.

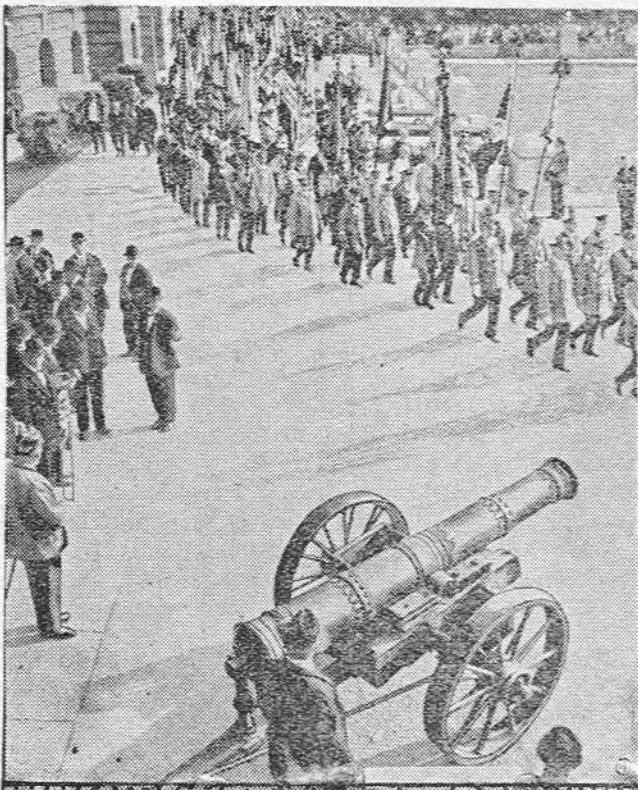
Auf dem Deck des Dampfers bewundert eine fröhliche Reisegesellschaft die Herrlichkeiten der Rheinlandschaft, am Heck hat sich eine feuchtschöne Gesellschaft um eine der so beliebten Bowlen geschart, versüßend tönt das Gläserklirren zu uns. Einigen hat der von der Dampfschiffahrtsgesellschaft gelieferte treffliche Rheinwein die sangesfrohe Zunge gelöst, und die ewigschönen Lieder, die nur der Rhein aufzuweisen hat, der Strom, der auch den Reim auf Wein nur noch mit dem rebenbekränzten Main gemeinsam hat, verklingen in dem launigen Abend, hier und da am Ufer einen Sucher wendend.

Doch ist es nicht die einzige Melodie, die hier erklingt; mächtiger als das alte Thema von Wein und Liebe erbraust hier Tag für Tag das harte, das hohe Lied der Arbeit in vielfachen wuchtigen Akkorden. Die Schifffahrt ist eine der wichtigsten Grundlagen rheinischer Volkswirtschaft geworden. Sie hat sich in unendlichem Mühen emporgearbeitet, sie bedingt heute die Blüte vieler Städte, sie hat den Rhein aus einem wilden Alpensohn, aus einem mit goldenen Trauben und lachenden Dirnlein kosenden schwärmerischen Träumer, zu einem unabwehrbaren Werte vermittelnden Reeder gemacht. Fürwahr, der alte Vater Rhein darf sich ein gut Stück des Verdienstes um den Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens zuschreiben. Raum hundert Jahre sind es, daß der erste Dampfer den Strom befuhr, und heute! Ein paar nüchterne Zahlen mögen besser als Worte die Bedeutung der neuzeitlichen Rheinschifffahrt zeigen. Während für das Jahr 1884 die Zahl der Rheinschiffe 5234 betrug, zählte das Schiffsregister von 1909 9362 Segelschiffe, 1272 Dampfer. Nach den Aufzeichnungen an der Kölner Schiffsbrücke durchfuhrten diese im Jahre 1906 3991 Personendampfer, 17291 Schleppdampfer, 33577 Schleppfähne, 3602 Güterdampfer, 950 zu Tal treibende Schiffe und 290 Klöße.



Die erste Schwebbahn des deutschen Mittelgebirges.

Die Schwebbahn auf den Burgberg bei Harzburg, die erste des deutschen Mittelgebirges, ist jetzt feierlich eingeweiht und dem Verkehr übergeben worden. Unser Bild zeigt die festlich geschmückte Kabine vor der Talstation.



Der dritte deutsche Reichskriegertag in München.

Am vergangenen Sonntag stand die bayerische Hauptstadt im Zeichen des dritten deutschen Reichskriegertages, dessen Hauptanziehungspunkt der große Festzug bildete. Der Vorbeimarsch dauerte etwa 2½ Stunden. Mit seinen Tausenden von Fahnen und der Unzahl von Farbentönen der historischen Gruppen und Armeeuniformen, bot der Zug ein imposantes Bild. An der Spitze jeder Landesgruppe marschierten für die Armee Geschichte des betr. Landesteiles charakteristisch uniformierte Trupps, so daß immer wieder eine historische, in Deutschlands Geschichte zurückgreifende Note eingeflochten war. Der Reichskriegertag hatte nicht weniger als 70 000 bis 80 000 ehemalige Krieger nach München gelockt. Unser Bild zeigt einen Teil des Festzuges.

Legionäre klagen an.

Im Berliner Lunapark hat der erst seit einem Jahr bestehende Bund ehemal. franz. Fremdenlegionäre eine Ausstellung veranstaltet, die ein erschütterndes Bild aus der afrikanischen Hölle entrollt. Besonderes Interesse verdient ein Werbestand gegen die Fremdenlegion, auf dem ehemalige Fremdenlegionäre in Uniform die Jugend vor den verderblichen Folgen des Eintritts in die Legion warnen. Unser nebenstehendes Bild hält diesen Stand fest.



Eine phantastische Leistung.

2000 Meter hoch und 150 Kilometer weit im Segelflugzeug.

Bei den großen Jubiläums-Wettbewerben auf der Wasserkuppe (Rhön) gelang es dem Wiener Segelflieger Kronfeld einen neuen doppelten Weltrekord im Segelflug aufzustellen. Kronfeld startete bei aufziehendem Gewitter gegen 3 Uhr nachmittags und erreichte im Wolkenaufwind große Höhe. Elf Uhr nachts landete er etwa 10 Kilometer von Gera entfernt. Die zurückgelegte Strecke beträgt 140—150 Kilometer, die größte Höhe über Start 2050 Meter. Unser Bild zeigt den Start des kühnen Segelfliegers zu seinem beispiellos dastehenden Fluge.

